

# Zum Ende noch eine neue Welt erschaffen

Größer und optimistischer als mit Haydns „Schöpfung“ hätte man die Musikfestspiele Saar 2024 kaum beenden können. Fast 200 Chorsänger, Solisten und Musiker setzten zum Abschluss des Festivals nicht nur musikalisch ein Zeichen.

VON OLIVER SCHWAMBACH

**LISDORF** Vor dem Konzert schon will der Beifall nicht enden. Wie sollte er auch? Denn 10, 20, 30, ... 100, 110, sage und schreibe 120 Sängerinnen und Sänger wollen in den Altarraum der Lisdorfer Kirche St. Crispinus und Crispinianus. Schlängeln sich eifrig beklatst auf die Bühne, wo sich das Orchester der Hochschule für Musik Saar (HfM Saar) schon eingestimmt hat.

Ja, Masse kann durchaus beeindrucken. Zum Finale der Musikfestspiele zeigen die am Freitagabend, was auch zur DNA des Saar-Festivals gehört: Ensembles und Künstler aus der Region nicht nur irgendwie so mitmachen zu lassen; nein, die Festspiele wirken wie ein Turbo für musikalische Höchstleistungen. Klar, das Hochschulorchester und die zehn Gesangssolisten (ebenfalls von der Saarbrücker Musikhochschule) werden die Berufsmusiker von morgen sein. Und in den drei Chören, die Dirigent Georg Grün für das Konzert zusammengezogen hat, singen etliche, die dem Status nach Amateure sind, ihrem Können nach aber als Profis gelten können.

Laut Papierform war es aber dennoch kein Konzert arrivierter Künstler. Doch vermisste man was? Nein, überhaupt nichts. In puncto Esprit, Passion, aber auch musikalischer Gestaltungskunst und Ausdruck war dieser Abend im ländlichen Lisdorf ein Metropolen-Ereignis.

Bevor es aber allein der Musik gilt, muss noch was Grundsätzliches gesagt werden. Wie das eben zu einem Festivalfinale so Usus ist. Intendant Bernhard Leonardy wollte nämlich nach sechs anstrengenden Festivalwochen nicht nur Künstlern und seinem unermüdlichen Team danken. Er machte auch klar, dass die Musikfestspiele nicht bloß auf höchstem Niveau unterhalten, sondern auch



Einmal durchzählen bitte: Fast 200 Mitwirkende – drei Chöre, das HfM-Orchester und zehn Solisten – hatte das Abschlusskonzert der Musikfestspiele Saar am Freitagabend in der Kirche St. Crispinus und Crispinianus in Saarlouis-Lisdorf. In der Mitte Dirigent Georg Grün.

FOTOS: CHRISTINE FUNK

gesellschaftlich wirken wollen. Wie? Als „Gemeinschaftsprojekt“, das in einer zunehmend zersplitternden Gesellschaft verbindend wirkt. Was viel Mühe kostet, aber auch Geld. „So ein Festival ist ein Kraftakt und nie nur business as usual“, bilanzierte Leonardy.

Ministerpräsidentin Anke Rehlinger (SPD) wiederum versprach den Musikfestspielen einerseits auch künftig finanziellen Beistand. Sie nutzte ihre knappe Rede aber auch zu einem Appell. Heute, da wieder verstärkt der Antisemitismus seine hässliche Fratze zeige, wie zuletzt, als auf Sylt rassistische Texte gegrölt und Musik damit auch pervertiert wurde, müsse man dagegenhalten. „Antisemitismus dürfen wir nicht hinnehmen, sondern müssen ihm mit Gegenwehr begegnen“, forderte Rehlinger. Und die Musikfestspiele seien da auch „eine Antwort auf solche Lieder, die wir nicht hören wollen“.

Und kein Werk passt da besser als Joseph Haydns rundum optimistisches Oratorium „Die Schöpfung“. Dem Star-Dirigenten Simon Rattle sogar therapeutische Kräfte attestiert.



Sopranistin Eunbi Lee.

„Wer sich nach diesem Stück nicht automatisch besser fühlt, braucht wirklich Hilfe“, befand der Brite. Und wer würde Doc Simon widersprechen wollen? Sein Kollege Georg Grün kann übrigens mit dem seit 1798 bewährten Musikwirkstoff auch Wunder tun.

Wunder Nr. 1: Wie der Saarbrücker HfM-Professor aus drei Chören – dem Hochschulchor, dem BachChor Saarbrücken und dem KammerChor (seit über 30 Jahren sein Vorzeigensemble) – eine Einheit formt. Dass viele Sänger laut singen können, geschenkt. Doch wirkt laut fast immer. Wenn also der Genesis-Agenda folgend zum Ende des sechsten Tages alles getan, und der Herrgott im doppelten Wortsinn erschöpft ist, und Haydn ebendies mit seinem Chor „Vollendet ist das große Werk“ krönt, liegt Überwältigung quasi auf der Hand. Doch wie Georg Grün diese Stimmenvielfalt zusammenbringt, Durchhörbarkeit

und Ausdruck organisiert, ist bereits grandios. Wie nuanciert aber sich der Chorklang quasi auch aus dem Nichts heraus aufbaut, 120 Stimmen einen Organismus formen, beeindruckt nachhaltig.

Nicht genug damit aber. Den gelegentlich mal überschießenden Elan des jungen HfM-Orchesters, das zwei Stunden voller Leidenschaft auf der Stuhlkante musiziert, so zu nutzen, dass einerseits Haydns gewitzte Lautmalereien – ob Vorwelt-Chaos oder Tiergebrüll – frisch wie gestern komponiert klingen, aber auch die großen Gedanken des Oratoriums in Verbindung aus Stimmen und Instrumenten nie aus dem Blick geraten, das rundet das Bild der Meisterschaft.

Wunder Nr. 2: das Karussell der Solisten. Drei Solisten für die Engel Uriel, Raphael und den mit Sopran besetzten Gabriel, dazu noch am letzten Schöpfungstag, im Teil 3 des Oratoriums, als Zusatzsanges-Auf-

gabe Adam und Eva sind Standard. Auch die Besetzung mit fünf Solisten hört man häufiger. Grün und die Musikfestspiele aber geben gleich zehn Gesangssolisten der HfM die Chance, sich zu präsentieren.

Und die jungen Sängerinnen und Sänger tun es mit Bravour. Philipp Schneider ist oft gefordert und punktet mit ausdrucksstarkem Bariton und perfekter Diktion schon in der Arie „Rollend in schäumenden Wellen“. Zu dritt mit Chor glänzen Johanna Oest (Sopran), Mykola Avdieiev (Tenor) und Bariton Leon Zimmel mit „Die Himmel erzählen...“. Sopranistin Eunbi Lee setzt mit ihrem agilen Sopran etwa in „Auf starkem Fittiche...“ Akzente, ihre Soprankollegin Eva Degitz mit feiner Gestaltung in der Arie „Nun beut die Flur...“. Tobias Ripplinger empfiehlt sich als nobler Bass in „Nun scheint in vollem Glanz“. Die Tenöre Min Chia Shih sowie Vadym Kharow und Sopranistin Laura Beceic komplettieren den Kreis der zehn jungen Stimmen. Und trotz ständiger Sänger-Rotation stockt der musikalische Fluss nie; im Gegenteil, die diversen Timbre bereichern.

Wunder Nr. 3: Arnold Schönbergs Chorwerk „Friede auf Erden“ als Solitär in der „Schöpfung“ zu platzieren. In einem ohnehin schon anderthalb Stunden langen Oratorium, wo man den grandiosen Schlusschor „Singt dem Herrn alle Stimmen!“ schon herbeiführt, plötzlich von Wiener Klassik auf frühes 20. Jahrhundert umzuschalten, das ist schon kühn von Grün. Auch wenn es kein Zwölfton-Schönbergst. Dieser Kontrast aber zu Haydns euphorischem Tönen, wenn Schönberg dann zum Atonalen vorstößt, Friedensehnen auf Skepsis, auf das Wissen um den Unfrieden trifft, ist eine Konfrontation mit der Wirklichkeit, die auch Haydns „Schöpfung“ anders, bewusster, eben nicht nur als Jubelchor, hören lässt. Einfach bezwingend. Mit dem minimalen Makel, dass offenbar weder Musiker noch Publikum so richtig wussten, ob es nun vor dem Schönberg eine Pause geben soll – oder eben nicht. Ein unbedachter Break an einem Abend, der sonst aber nur Riesenbeifall verdiente.

**Für den Epilog** der Musikfestspiele, dem Konzert mit den Wiener Philharmonikern unter der Leitung von Daniele Gatti, am 6. Oktober im Saarbrücker E-Werk, werden demnächst noch Tickets freigeschaltet.  
[www.musikfestspiele-saar.de](http://www.musikfestspiele-saar.de)

## Die hässliche Fratze monströser Dekadenz

Das Stück „Firniss“ feierte Premiere in der Alten Feuerwache. Dort wurde deutlich, warum Philipp Löhle zu den meistgespielten deutschen Dramatikern gehört.

VON KERSTIN KRÄMER

**SAARBRÜCKEN** Der Untergang des Abendlands. Das Ende jeglicher Zivilisation. Und das nur, weil Konstanze Wagner ihrem woken Sohnmännchen etwas beweisen möchte. Paul, ein verwöhnter und klugscheißender Weltverbesserer, wirft seinen umweltbewegten Eltern Heuchelei vor: ihr vegetarischer Lebensstil, Flug-scham, Lasten-fahrrad statt Auto – alles Fake, meint der Sprössling. Teilen muss man! Also macht Konstanze spontan Ernst und nimmt den obdachlosen Leonard bei sich auf, nachdem der von einem selbst ernannten Blockwart irrtümlicherweise für einen Spanner gehalten und brutal niedergeknüpelt wurde. Nun hockt das Gutmenschen-tum nicht nur in der Nachhaltigkeits-falle, sondern erlebt eine familiäre Belastungsprobe.

Obwohl Leonard versucht, es allen recht zu machen: Leonard wäscht, bügelt, saugt Staub und zur Not auch am Busen Konstanzes, weil die plötzlich Lust am Fleischlichen verspürt, was letztendlich, auf perverse Art, auch ihr eheliches Sexualleben beflügelt. Aber: Leonard stört. Und vielleicht ist er auch ein bisschen zu dankbar und zu hilflos, jedenfalls fühlen sich seine Retter zunehmend zu sadistischen Machtspielen er-

mutigt. Bis die bürgerliche Fassade gänzlich bröckelt und die hässliche Fratze monströser Dekadenz freilegt, die sich an orgiastischer Gewalt aufteilt.

Am Freitag hatte „Firniss“, ein von Schauspielregisseur Christoph Mehler bestelltes Auftragswerk, Premiere in der Alten Feuerwache. Die frenetisch umjubelte Uraufführung macht deutlich, warum Philipp Löhle im deutschen Raum zu den meistgespielten Dramatikern seiner Generation gehört: Seine bitterböse, von Marco Ferreris „Das große Fressen“ und Pier Paolo Pasolinis „Die 120 Tage von Sodom“ inspirierte Gesellschaftsgroteske ist gespickt mit Themen, die der Autor einem mit absurdem Witz unterjubilte und dabei die Frage nach individueller Verantwortung stellt – das Milgram-Experiment lässt grüßen. Zugleich verzahnt Löhle mit spielerischer Leichtigkeit Einzelschicksale zum verstörend brennenden Tableau einer nur noch am eigenen Nutznießen orientierten Gesellschaft ohne jeglichen moralischen Kompass.

Da ist der ehrbare, schuldlos auf der Straße gelandete Familienvater Leonard; mit authentischer Verzweiflung verkörpert von Raimund Widra, den man bedauert wegen all der Zumutungen, die er hier erdulden muss. Die barmherzige

Konstanze (intensiv wie immer: Christiane Motter) entpuppt sich als verhaschte Psychologin, die Leonard nicht nur als ihren Lustsklaven, sondern auch als Versuchskaninchen missbraucht, um eine blutrünstige Notärztin (herrlich hysterisch: Verena Bukal) zu therapieren und sie ihrer eigentlichen Bestimmung als Scharfrichterin im sexy Glitzerfummel (Kostüme: Jennifer Hör) zuzuführen. Konstanzes zu automobiler Enthaltsamkeit verpflichteter Gatte

(Fabian Gröver) wiederum sabbert heimlich nach PS und ergauert Testfahrten von Autohausbesitzer Frank (Jan Hutter), der hibbelig um seine Existenz ringt, weil er auf den falschen Antrieb gesetzt hat: Jeder findet E-Autos toll, aber keiner kauft eins. Außer der resoluten Supermarkt-Besitzerin Karo (bodenständig schwäbelnd: Gaby Pochert), die wehrhaft ein Sprengstoff-Attentat der radikalen Maja (Anna Jörgens) vereitelt, die im Gegensatz zu ihrem

Freund Paul (Jonathan Lutz) nicht nur gegen den Konsumterror anredet, sondern ihn militant bekämpfen will. Permanent gefilmt werden alle von einem hässlich kommentierenden Denunzianten (Lucas Janson), der zu tätlichen Übergriffen aufhetzt und Handy-Mitschnitte von Fehlritten ins Internet hochlädt – ein von den sozialen Medien (repräsentiert durch projizierte Blasen) gepushter Voyeurismus, der hier durch Live-Kamera nahezu omnipräsent ist.

Diesen Wust formt die Regie zu einem furiosen Ensemblestück, das sich temporeich in immer irrsinnigere Wendungen schraubt, bis erbarmslos zwischen Gewinnern und Verlierern ausgesiebt wird. Es rollen Köpfe – Leonards zunächst besorgte Gattin Sandra (Laura Trapp) hat rechtzeitig die Seiten gewechselt. I

In seiner mitunter atemlos wilden Inszenierung lässt Mehler Handlungsstränge ineinander laufen, buttert das Geschehen mit burlesker Komik und integriert zahlreiche ironische Brüche: distanzierte innere Monologe, Reden ans Publikum; chorisches Sprechen verdeutlicht unreflektierten Herdentrieb und sorgt zugleich für druckvolle Verdichtung. Verknüpft werden die einzelnen Szenen von einer fetzigen BigBand-Version von Duke Ellington's „Caravan“, die immer lauter

in anarchische Freiräume zerfasert.

Ansonsten gärt und schwärt latent eine beunruhigende Geräuschkulisse aus minimalistischem Lärm (Musik: David Rimsky-Korsakov). Das Ganze spielt in einem Bühnenbild (Stefano Di Buduo, auch Video), das den Sitten-Verfall und eine Spaltung in oben und unten visuell vorweg nimmt: Es dominiert eine rohe, überwucherte Beton-Treppe; gekrönt von einer Haltestelle, die als Ort der Begegnung oder Folter dient. Das Stück weist erschreckende Parallelen zu Björn SC Deigners Reichsbürger-Farce „Der Reichskanzler von Atlantis“ auf, die eine Woche zuvor in der Sparte4 Premiere feierte: Hier wie dort keimt die Gewalt auf dem Nährboden einer faschistoiden Herrenmenschens-Ideologie, die sich anmaßt, Leben in wert oder unwert einzuteilen. Im heidnischen Schluss-Bacchanal von „Firniss“ fläzt die machiavellistische Elite breitbeinig auf den Stufen, mit prallen Wänsten, in denen sie sich die zu Wurst verarbeiteten Untermenschen einverleibt hat. Entlassen werden wir mit feixenden Blicken und der höhnischen Feststellung: „Ihr glaubt doch wohl etwa nicht, dass Ihr was bringt!“

**Produktion dieser Seite:**  
Vincent Bauer  
Manuel Görtz



Ein Blick in die Inszenierung: Christiane Motter als Konstanze Wagner (Mitte), Raimund Widra als Leonard Müller und Fabian Gröver als Daniel Wagner (rechts); hinten links: Jan Hutter (Frank Gitter).

FOTO: MARTIN SIGMUND/SS7